

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

276 (26.11.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderkult und Wille

Der Kreuzzug der Kinder Ein Kapitel weltgeschichtlichen Wahnsinns

Es war im Juni des Jahres 1212. In einem französischen Dorfe war plötzlich ein Knabe aufgetaucht und hatte erklärt, Gesandter Gottes und berufen zu sein, das heilige Land, das sich trotz vier Ritterzüge noch immer in den Händen der „Ungläubigen“ befand, für die Christenheit zu erobern. Er habe überirdische Erscheinungen gehabt, und Gott selbst habe ihm gesagt, er möge sich an die Spitze eines Kinderheeres stellen und den Zug ins Morgenland unternehmen.

Und so geschah es. Bald tauchten an vielen Orten Frankreichs und später auch in Deutschland Knaben auf, die Scharen größerer Kinder um sich sammelten und unter Beten und Singen zu dem französischen Wunderknaben stießen. „Zu Gott über Meer!“ oder „Ins heilige Land!“ war die Besingung dieser Kinderheere. Nun hatte es freilich belommene Geisteskräfte und auch besorgte Eltern genug gegeben, die diesem sonderbaren Regiment mit der größten Sorge zusehen, doch tauchten ebenso bald gewichtige kirchliche und weltliche Stimmen auf, die allen Ernstes erklärten, Gott habe mit diesen Kindern ein Wunder vor; ihrer Unschuld werde das Gelingen, was dem wiederholten Verzuge „jüngerer“ Erwachener nicht gegnügt sei. Und sofort und mit der Drohung ewiger Seelenpein wurden schließlich diejenigen getadelt, die sich dem Beginn der Kinder in den Weg stellen wollten. So nahm das Schicksal seinen Lauf.

30 000 französische Kinder sammelten sich nach und nach um ihren Führer, den Hirtenknaben Stephan, der, pomphaft angezogen, auf einem Wagen dem Zuge voranzog. Aus Deutschland stießen gegen 20 000 Kinder dazu. Die Fahrt übers Meer machten die Züge allerdings getrennt von einander. Begünstigt wurden diese jugendlichen Kämpfer und Pilgerzüge besonders durch die in jener Zeit vielfach im christlichen Europa grassierenden religiösen Epidemien. Prediger und Bettelmönche zogen im Lande umher, Geisteskur und toller Übergläubigkeit machten sich breit, an religiösen Vorstellungen und eingebildeten „Erscheinungen“ war kein Mangel. So war es nicht verwunderlich, daß sich dem Bettlerzuge fröhlich mitbrennender Kinder auch eine große Schar von Geisteskranken, Tagediebe, Verbrecher und Dürren und auch niedere Geisteskräfte, Heimat- und marquiselle Gestalten und Abenteuerer angeschlossen.

Nach langen Märschen war die Hafenstadt Marseille gelangt. Hier boten sich einige Kaufleute an, für die Heberfahrt auf Schiffen zu sorgen. Gegen Gotteslob, wie sie sagten. In Wirklichkeit sollten die Betreffenden von Anfang an die Absicht gehabt haben, an dem phantastischen Kinderunternehmen auf schändlichste Art Geld zu verdienen. Sobald die Chronik weiß, ist ein Teil der Kinder vor der Heberfahrt bange geworden, und sie sind in ihre Heimat zurückgekehrt. Einige Schiffe sind unterwegs verunglückt und tausende Kinder dabei ertrunken. Die übriggebliebenen große Zahl aber wurde in Ägypten auf Sklavemärkten verkauft. Mehrere Tausend an den Hof des Kalifen verkaufte Kinder sind später auf Veranlassung des damaligen deutschen Kaisers wieder freigegeben worden. Die verbrochenen Kaufleute sollen gehängt worden sein.

Der aus Deutschland, vornehmlich der Rhein-

gegend stammende Trupp kam, gleichfalls mit allerlei Gesindel besetzt, nach vielerlei Belshwerden über die Alpen, um über Italien ins gelobte Land zu gelangen. Doch wurde ihnen in Genua von dorther ein Stadtverweiger, und in Beinliffi verbotener der dortige Bischof ihre Einschiffung. Die italienische Behörde, die den grandiosen Unfug dieses „Kinderkreuzzuges“ erkannte, trieb die Scharen zurück, so daß den Kindern und ihrem Trost nichts übrig blieb, als unter tausend Qualen und Entbehrungen die Heimreise über die Alpen anzutreten.

Dieser Rückmarsch in die Heimat hatte etwas Verzweifelles an sich. Hungernd, durstend, frierend, von Seuchen geplagt, ging der Weg vor sich. Wer nicht mehr mitkommen konnte, der blieb am Wege liegen. Manche suchten unterwegs im Lande zu bleiben, Mädchen fielen in trostloseste Schwärme, wieder andere verdingten sich in ihrer Not zu harter Arbeit. Viele Tausende kamen von Not und Elend geschwächt, in den Alpen um. Auch der Papst hatte keine Hilfe für diese jugendlichen Schwärme, die doch für eine „göttliche“ Idee mißbraucht worden waren. Kalt überließ man sie ihrem traurigen Schicksal. Nach langer,

trüber Verfahrt kam, das nackte Leben durch Betteln, Arbeiten und Stehen fristend, der Rest wieder in der deutschen Heimat an. Die meisten durch Krankheit und Hunger räumert, aber gebesselt von dem Baden, den unermüdeten Geisteskräften und Behörden nicht rechtzeitig als solchen erkannt und unterbunden hatten.

So endete dieses Kapitel weltgeschichtlichen Wahnsinns, der zu einem Verbrechen an zehntausenden von Kindern geworden ist. Der nächste Kreuz- und Erobererzug wurde wieder von einem deutschen Ritterheer unternommen. Eine damals zwischen dem Sultan von Ägypten und dem von Damaskus herrschende Fehde ausnützend, gelang es diesem Zuge, Jerusalem zu erobern und zu unterwerfen. Später wurden die „Kreuzertruppen“ wieder von Moslemscharen überfallen und aus dem Lande getrieben. Und, so sagt ein Geschichtsforscher, „nachdem das streitbare Christentum gegen den Halbmond nichts hatte ausrichten können, wandte sich seine Kampfkraft gegen die „Ungläubigen“ im Lande selbst, und es traten jene Repererfolungen und Glaubensstriege ein, die den folgenden Jahrhunderten ihren blutigen Stempel aufdrückten.“ J. Kliche.

Sintflut über Midland

„Hallo! Hier Wetter-U. G. Cincinnati!“
„Hier Universal Film. Es spricht Direktor Melett.“
„Wir brauchen sofort Regen für Aufnahmen. Können Sie das machen?“

„Regen, so viel Sie wollen, Direktor Melett.“
„Dann nehmen Sie das nächste Flugzeug und kommen Sie nach Midland in Texas! Wir filmen hier.“
„All right!“

Eine Stunde später fliehet der magere Professor Yates von der Wetter-U. G. Cincinnati in ein Flugzeug. Er ist gelassen wie der Teufel zum nächsten Auto und dann auf dem Flugplatz zum nächsten Flugzeug, um ja keinen Augenblick zu versäumen. Nun verschaut er und steckt sich eine mächtige Caravagoligatte zwischen die Lippen. Befriedigt stellt der Regenmann fest, daß das Flugzeug bereits über den Goldenen River hinweg ist. In sechs Stunden wird man am Ziel sein. „Sie sind Professor Yates?“
„Der bin ich.“
„Ich bin Direktor Melett, Herr Professor.“
„Dann sind Sie ein Filmemacher. Alle Szenen in Sonnenchein sind aufgenommen. Jetzt fehlt nur noch der Regen.“
„Sind Sie Regen, Herr Professor?“
„Es muß schütten, schütten, wie es eben in Indien schütten. Können Sie das machen?“

„Alles können wir machen, Mister Melett.“
„Kostet?“
„Dreitausend Dollar und Spesen.“
„Gern.“

Zehn Minuten später ruht ein Scheck von 5000 Dollar in der Brieftasche des Professors. In den Morgenstunden des nächsten Tages befindet sich Professor Yates zum Himmel empor. Der ist bewölkt. Von Regen keine Spur.
„Was ist denn mit dem Regen, Herr Professor?“
„In zwei Stunden, Herr Direktor!“
Professor Yates arbeitet nach der Methode des

Wettergelehrten Bigant. Er läßt in Sacke elektrisch geladenen Sand verpacken und ladet das Flugzeug voll damit. „Leber die Wolken raus!“ befiehlt er dem Piloten.

Zwanzig Minuten später ist man tausend Meter hoch, über den Wolken. Und nun geht es in rasender Fahrt hin und her über die Wolken: eine Streifenmaschine gerpöbert den Sand mit feiner Elektrizität über den Wolken.

Die ersten Tropfen! Melett befindet sich gerade auf der Terrasse gelassen hat und einen See hinter sich dem anderen getrunken — nein, gestoffen — hat. „Aufnahmen heraus!“ brüllt der Regisseur. Die Telephone wählen Kettenleistungen, um die Stars aus ihren Betten zu holen. Man stimmt. Es regnet. Es schüttert. Wie in Indien schüttert es. Der Direktor ist sehr zufrieden. „Verdammt braver Kerl, dieser magere Professor Yates! Dieser Regen allein schon ist ein Wettererfolg. Die Ander werden schauen, wie es in ihrem Indien regnen kann!“ Professor Yates kommt in die DIRECTION. „Zufrieden, Herr Direktor?“
„Abgefah! Wie lange wird es regnen?“
„Solange Sie wollen, Herr Direktor.“
„Noch zwei Tage.“

Professor Yates steigt wieder auf und streut geladenen Sand über den Wolken aus. Und es schüttert. Schüttert ärger als in Indien. Die Strohen stehen unter Wasser, die Bahndämme werden unterwühlt, das Land wird zu einem Sumpfland. „Genug!“ brüllt Direktor Melett. Professor Yates sieht schlaflos zum losgelassenen Element empor.

„Streichen Sie einen anderen Kram aus, daß es aufhört!“
„So weit ist die Wissenschaft noch nicht“, erklärt kleinlaut der Professor.

„Wir werden hier ertrinken. Meine Stars, meine Stars, ich selbst und schließlich auch meine Aufnahmen. Der ganze Film erläuft, wenn nicht sofort Schluß mit dem Regen wird!“

Der Direktor läuft in Wassertrüffel verzweifelt auf der Terrasse des Vincetoteles herum.
„Meine Villa ist fortgeschwemmt!“ schreit der Star Willa Doo.

„Dort schwimmt mein Auto!“ grüßt verzweifelt Buzzi Kala. Und es schüttert, schüttert...
Der Film „Die indische Perle“ konnte niemals in die Öffentlichkeit gelangen, denn er ist samt allen Darstellern in Midland in Texas ertrunken. Professor Yates von der Wetter-U. G. in Cincinnati ist wegen Unfähigkeit entlassen worden und nach Island geschickt, wo er eine Nordhühnerfarm mit elektrischer Beleuchtung betreibt, denn er kann nun einmal von den Segnungen der Elektrizität nicht lassen. Es ist abzuwarten, welche Erfolge er auf diesem Gebiete erzielen wird.

Die Setzungen werden im Jahre 1950 ganz genaue Berichte über diese Sintflut über Midland in Texas bringen. Einstweilen experimentiert Professor Yates herum, wie man Regen aufhören lassen könnte. Er ahnt noch gar nicht, welche Ueberraschungen ihm bevorstehen!

Das sonderbarste Geld

Die gewichtigste aller Währungen ist wohl auf der heute zu Japan gehörenden Karolineninsel Yap zu Hause. Denn die Fe-Münze der Insel Yap ist nichts anderes als ein kreisförmiges Stück Stein, in dessen Mitte ein Loch gebohrt ist. Se nach ihrem Nennwerte haben diese Münzen einen Durchmesser von 30 bis 75 Zentimeter und ein Gewicht von 6 bis 70 Kilogramm. Für die größte Fe-Münze bekommt man auf der Insel Yap 10 000 Kokosnüsse oder — eine Frau, falls man nach ihr Verlangen trägt.

Die kleinste Münze, die einst in Indien geprägt wurde, ist ein winziges Stückchen Gold — etwa so groß wie ein Stecknadelkopf und im Werte von ungefähr 2 Pfennigen.

Die größte aus Metall geprägte Münze ist ein fünfcentes 8-Liter-Stück, das einst in kupferreichen Schweden in Umlauf war und nicht weniger als 15 Kilogramm wog.

Im Internationalen Geldmuseum der New Yorker Chase-Bank, wo diese sonderbaren Münzen ausgestellt sind, kann man auch eine deutsche Banknote im Nennwerte von 1 Billion Mark bewundern. Der Museumskatalog fügt hinzu, daß alles Gold der Welt bei weitem nicht ausgereicht hätte, die Note zum Metallwert einzulösen, wenn — ja, wenn die Reichsmark damals ihren heutigen Kurs gehabt hätte. Zur Zeit ihrer Ausgabe war sie etwa 24 amerikanische Cent wert.

Auch ein amerikanischer Dollar aus Jinn, europäisches Notgeld aus Ueber, Samt und Holz und russische Platinmünzen aus dem 19. Jahrhundert werden in diesem Museum zur Schau gestellt. Das älteste Stück der Sammlung ist unweifelhaft ein aus dem Jahre 3000 vor Christi Geburt stammender auf Ton geschriebener babylonischer Schuldchein.

Zwei vielbewunderte Kuriositäten sind der auf den größten und der auf den kleinsten Betrag der Welt lautende Scheck. Der eine lautet auf die runde Summe von 146 Millionen Dollars und wurde im Jahre 1925 der amerikanischen Firma Dodge Brothers tatsächlich bar ausbezahlt. Der andere, von Henry Ford stammend, lautet auf einen amerikanischen Cent.

Die vernehten Worte ROMAN von C. F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin.
(34. Fortsetzung.)

Harold war zu verblödet, um gleich antworten zu können, und außerdem hatten die erkrankten zwanzig Millionen ihm ein wenig betäubt. Wright schien ihm seinen inneren Kampf vom Gesicht abzulesen, denn er lächelte. Es war ein kleines, graulames Lächeln.

„Darüber aber wollte der alte Bauer eigentlich erst morgen mit Ihnen sprechen“, sagte er und riß den Mund zu einem gewaltigen Gähnen auf. „Und er wird — na, er wird Sie schon zu überreden wissen. Ich an Ihrer Stelle würde nicht versuchen, es mit dem alten Bauer aufzunehmen. Sie werden morgen schon sehen, was ich meine.“

Harold war zu verwirrt, um jetzt überhaupt irgend etwas hervorzubringen.
„Na“, sagte Wright, „ich will gehen werden, wenn ich länger hier sehe, um Sie durch Gesichtserzählungen ruhig zu halten. Ich habe morgen sofort eine Waife zu tun. Haben Sie die Güte und führen Sie uns jetzt wirklich nicht mehr! Seien Sie vernünftig! Gute Nacht!“

Es lag bei den letzten Worten etwas so Hartes in seiner Stimme, daß Harold es für das klügste hielt, sich nun tatsächlich still zu verhalten. Er warf sich ein wenig hin und her, um eine bequemere Lage zu finden, und begann all die Neuigkeiten über Kartelle, Firmen und ungezählte Millionen in seinem Hirn herumzuwälzen. Aber lange konnte er nicht daran denken. So erstaunlich es klingt und so sonderbar es auch sein mag, Harold's Gedanken vermischten sich zu einem grauen

Rindermüdel, und er schlief den Schlaf der Schwerbeladenen. Sogar die äußerst mangelhaften Erklärungen des Herrn Percy St. Savoir Wright schienen ihm befriedigt zu haben.

Dreizehntes Kapitel.

Dienstag.

Harold lag wirklich in tiefem Schlaf, bis jemand plötzlich an das Bett stieß und ihn weckte. Er öffnete die Augen, und vor ihm stand nicht Wright, sondern der andere junge Mann, von dem Wright als von Hawkins gesprochen hatte. Dieses Individuum, ein dicker plumper Kerl mit einem besonders mißvergnügigen Gesicht, hielt eine Tasse in der einen und einen Teller in der anderen Hand. Er stellte beides mit einem Klirren zu Boden, wandte sich ab, ohne ein Wort zu sagen, verließ das Zimmer und verperrte die Tür hinter sich.

Harold sah ihm nach, dann lugte er über die Kante des Bettes hinunter, um zu sehen, was er zurückgelassen hatte. Auf dem Teller lag ein Haufen Butterbrote; die Tasse war aus wertlosem Porzellan und enthielt eine mißtrauenerweckende braune Flüssigkeit, die zum Teil auch auf der Unterseite herumschwamm. Das Ganze machte aber doch einen außerordentlich erfreulichen Eindruck auf Harold, denn er merkte plötzlich, daß er wahnsinnig hungrig sei, was einen faum verumdern darf, denn er hatte ja seit gestern mittag nichts gegessen.

Es ist schwer, zu essen oder zu trinken, wenn man ausgestreckt daliegt. Handflächen an den Händen und ein Bein gefesselt hat, aber Harold brachte das Kunststück fertig, obwohl er sich unmöglich zu gleicher Zeit auf den Ellbogen halten und nach dem Essen greifen konnte. Das Brot war frisch gebacken, schmackhaft und unerdäulich und

geradezu mit Butter gepflastert. Harold verstand es und bedauerte nur, daß nicht mehr davon da war. Das Getränk war weniger anregend. Harold nippte daran und schloß, daß es wohl Kaffee sein sollte, aber es war bitter und schlecht zubereitet und voll Sah. Harold war dessen ungeachtet durstig genug, um es auszutrinken. Die schlechte Kaffee und die dicken Butterbrote verrieten sogar dem primitiven Harold, daß in diesem Hause keine Frau mit häuslichen Aufgaben betraut war. Und die Leute hier verstanden sich besser aufs Menschenrauben als aufs Kochen.

Harold konnte noch eine beträchtliche Zeitlang, als er schon längst kein Frühstück hinter sich hatte, über das alles nachgrübeln. Es mochten wohl zwei Stunden vergangen sein, ehe die Tür sich wieder öffnete und Hawkins herintam. Er perrte die Handschellen an Harold's Fuß und fuhr dann mit einem saftigen Fußtritt unter das Bett.

„Aufstehen!“ sagte Hawkins. Harold rollte gehorlam aus dem Bett und erhob sich, merkte aber, daß er ganz schwindlig war und mühte sich am Bett festhalten.

„Keine Geschichten!“ grollte Hawkins mit einem schmerzhaften Lächeln gegen Harold's Knöchel. „Vorwärts, die Treppe hinunter — aber langsam!“

Harold blieb nichts übrig, als zu gehorchen. Er ging aus dem Zimmer und die Treppe, die er vor sich sah, hinunter, während er das lose Ende seiner Ketten rasselnd hinter sich herschleppte.

„Hier herein“, sagte Hawkins und wies rechts auf eine Tür. Harold trat ein, und in diesem Augenblick packte Hawkins ihn beim Kragen und manag ihm, sich zu beugen.
Das Zimmer war beinahe ebenso kahl wie das, in dem Harold die Nacht verbracht hatte. Es fand nichts darin als ein Bett und neben diesem Bett ein Tisch mit ein oder zwei Medizinflaschen, und neben diesen Medizin-

flaschen lag stahlblau und mörderisch eine dicke Mauerpistole. Im Kamin war ein Gasring, in der Ecke lehnte ein neues Sechspenny-Kaminhefen, und hoch oben war ein großer Haken tief in die Wand eingeschlagen, aber Harold merkte das alles erst gar nicht. Seine ganze Aufmerksamkeit wurde sofort durch die Perlon, die im Bett lag, in Anspruch genommen.

Ein riesiger fleischer Mann — fleischig auch jetzt, obwohl er ganz deutlich krank war — steckte in seinen Schlafrock gestülpt, in den Rippen und sprach eben mit Wright. Er trug eine goldene Brille, aber ihr wohlwollender Ausdruck stand in krafftem Widerspruch zu den rohen und rücksichtslosen Gesichtszügen. Die Nase war dick und energisch, und wenn das Kinn auch durch den kurzen Bart verdeckt wurde, so konnte einem doch nicht entgehen, wie entschlossen es vorprang. Eine hohe und unregelmäßige Stirn, ein kurzgeschmittener Schnurrbart, zwischen dem ein weißer Streifen und eine dicke wulstige Oberlippe zum Vorschein kamen, was dem ganzen Gesicht einen unheimlichen und graulamen Ausdruck gab. Dunkle feurige Augen, die eben jetzt lebhaft bewegt schienen, denn der Mann befand sich in einem heftigen Disput mit Wright. Harold bemerkte zwar Nase, Mund, Kinn und Stirn, machte sich aber darüber keine Gedanken. Er merkte kaum, daß Hawkins seinen freien Knöchel wieder fesselte. Alle seine Gedanken beschäftigten sich einzig und allein mit der Tatsache, daß dies der Mann war, den man in Morley Bart vor seinen Füßen erschossen hatte — der Mann, von dem er Raphaels Briefe übernommen hatte.

„Sie können mir glauben, Herr Bauer“, sagte Wright eben. „er weiß nicht mehr als ein neugeborenes Kind. Er arbeitet für niemand, nicht einmal für sich selbst.“
(Fortsetzung folgt.)